



Carsten Voss ist 53. Sein Lebensweg führte ihn vom Leben im Jetset bis ins Obdachlosen-Dasein. Inzwischen lebt er von Hartz IV und arbeitet ehrenamtlich.

Foto: Oeing

Die Menschen vom Bahnhof Zoo

In Berlin führen ehemalige Obdachlose durch ihre Kieze. Einer erzählt, wie schnell aus einem erfolgreichen Geschäftsmann ein Mann ohne Zuhause werden kann.

VON KRISTIN OEING

Der Mann sieht nicht so aus wie ein Mensch, der vor kurzem obdachlos war, die Tage auf der Straße, die Nächte in einer Notunterkunft verbracht hat. Keine ausgelatschten Schuhe, keine zerrissene Jeans, kein verwaschenes T-Shirt. Sein Atem riecht nicht nach Alkohol, seine Aussprache ist klar und deutlich. Alle Vorurteile bleiben bereits in der ersten Minute auf der Strecke, in diesem Fall auf dem Bürgersteig vor dem U-Bahnhof Nollendorfplatz im Berliner Stadtteil Schöneberg. Dort steht ein Mann im Jeanshemd, beiger kurzer Hose, den karierten Pullover locker über die Schulter gelegt, Ray-Ban-Brille, frisch rasiert. Nur dem genauen Betrachter fällt eine Lücke im rechten Oberkiefer auf, mehrere Zähne fehlen. Es ist das letzte Überbleibsel vom Leben auf der Straße, ein Zeichen dafür, dass im Leben von Carsten Voss nicht immer alles glatt gelaufen ist. Heute hat der 53-jährige Mann seine offizielle Premiere als Stadtführer, „nennt mich bitte Carsten“. In seinen ineinander gefalteten Händen hält er einen weißen Plastikordner, auf den Zetteln hat er sich handschriftlich Notizen gemacht. Der rechte Fuß wippt, wenige Sekunden später der linke. Zwei Dutzend Gesichter starren ihn an, die meisten von ihnen sind Berliner Kiezbewohner. Es ist ein großer Tag für das Projekt querstadtein, in dem Obdachlose – oder solche, die es waren – durch ihren Kiez führen und den Menschen das Leben auf der Straße näher bringen wollen, ohne als Voyeure des Elends durch die Straßen zu ziehen, wie die Projektverantwortlichen betonen. „Ich habe gleich klar gemacht, dass ich niemanden vorführen werde – es käme mir wie Vertrauensbruch vor“, sagt Carsten mit der Stimme, die es gewohnt ist, das Menschen ihm zuhören. „Wir wissen, dass zwischen Armutstourismus und der Sensibilisierung der Gesellschaft nur ein schmaler Grat liegt“, sagt Sally Ollech, 30,

Armut ist eine hässliche Maske, sie klebt wie ein Stigma an den heimatlosen Menschen auf der Straße.

oder geärgert, aber ich habe den Gedanken nie weiter gesponnen, nie reflektiert, was ich sehe.“ Heute sitzt niemand auf den Bürgersteigen am Nollendorfplatz, „gut so“, sagt Carsten, es gehe schließlich nicht darum, Obdachlose zu begaffen. Vielmehr will er Aufklärungsarbeit leisten und den Menschen während des eineinhalbstündigen Spaziergangs von einer Welt erzählen, die den meisten Teilnehmern fremd ist. Stadtführungen „von unten“ gibt es bereits in München, London, Prag – in Berlin ist es die erste, ein 15-köpfiges Team aus Ehrenamtlichen arbeitet im Hin-

tergrund, der Stadtführer ist der Vermittler zwischen den Welten. „Es ist ein Outing“, sagt Sally Ollech, ein mutiger Schritt in die Öffentlichkeit. Carsten teilt seine Geschichte gerne, er sieht sie als eines von vielen Mosaiken in seinem Leben, das lange Zeit vom beruflichen Erfolg gekrönt war. Bereits mit 25 Jahren arbeitete er als Marketing- und Werbeleiter für einen französischen Modeschöpfer in Paris. Danach reiste er für Herrenausstatter, Modefirmen und Versandhäuser als gut bezahlter Manager durch die Modewelt. Ein Leben im Dauerlauf. Maßlos, hektisch, dem Puls der Zeit immer einen Schritt voraus. Zuletzt übernahm er einen Posten in der Führungsriege der Modemesse Bread & Butter, „ich war 150 Tage im Jahr unterwegs, jettete um die Welt, Japan, Italien, Brasilien, USA, arbeitete 80 Stunden in der Woche, verzichtete auf Wochenenden, es war mein Traumjob“. Während dieser Zeit lebte Carsten in Schöneberg, er kennt jede Ecke, jede Bank. Der Stadtteil gilt als liberal, eine schwul-lesbische Hochburg, „das Kreuzberg der 70er- und 80er-Jahre“, sagt Carsten, „David Bowie hat hier gelebt, Marlene Dietrich ebenfalls“. Seine Hände umschließen den weißen Ordner, warmer Wind fährt ihm in die Haare. „Wir befinden uns mitten im Bermudadrieck“, erklärt er seinen Zuhörern, streckt den Zeigefinger aus und zieht einen Halbkreis durch die Luft, „24 Stunden Supermarkt, Pfandautomaten, Späti. Der Tiergarten ist nicht weit weg, dort gibt es viele Bänke zum Schlafen.“ Das mache den Nollendorfplatz zu einem beliebten Treffpunkt für Obdachlose, zumal die Straßenzeitung Motz hier ihre Verteilstation hat, einen kleinen, weißen Wohnwagen auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Die Gruppe schlängelt sich schnellen Schrittes über die Schöneberger Bürgersteige, vorbei an Dönerimbisen, Dessous-Geschäften und Krä-

„Wo es wann was kostenlos gibt, wissen obdachlose Menschen, sie sind gut vernetzt und unglaublich mobil.“

merläden. In Sichtweite einer roten Backsteinkirche bleibt Carsten stehen. „Die Berliner Tafel gibt dort einmal in der Woche Lebensmittel aus.“ Dann stapeln sich Obst und Gemüse auf dem Altar. „Wo es wann kostenlose Mahlzeiten, Lebensmittel oder Kleider gibt, wissen obdachlose Menschen, sie sind gut vernetzt und unglaublich mobil.“ Ihre Mobilität verdanken sie den öffentlichen Verkehrsmitteln. „Wenn sie erwischt werden, bleibt es zumeist ohne Auswirkungen, Mahnbescheide sind nicht zustellbar“, sagt Carsten, „Die Berliner Verkehrsbetriebe verfolgen das auch nicht weiter, die sind ziemlich sozial eingestellt. Man soll ja auch mal was Positives sagen.“ Negativ ist dagegen die Zahl der Obdachlosen, denn die steigt stetig an, vor allem nach den Grenzöffnungen gen Osten. Offizielle Statistiken gibt es nicht. „Laut Schätzungen gibt es 10 000 bis 11 000 Wohnungslose in Berlin, davon sind bis zu 4000 obdachlos.“ Wohnungslos sei, wer kein eigenes Dach über dem Kopf hat, also bei Freunden schläft oder anderweitig unterkommt, obdachlos dagegen jemand, der wortwörtlich auf der Straße lebt, dem in der Nacht nur noch die öffentlichen Notunterkünfte bleiben – oder die Parkbank. Und der Weg in die Obdachlosigkeit ist nicht so lang wie viele meinen. „Vor vier Jahren hatte ich meinen ersten Hörsturz, stressbedingt, ich nahm mir vier oder fünf Tage frei, dann habe ich weitergearbeitet wie zuvor.“ Den Schuss vor den Bug habe er nicht gehört. Auch bei den nächsten beiden Hörstürzen stellt sich der Geschäftsmann taub, dann erlitt er einen Schlaganfall, „einen leichten nur, doch plötzlich brauchte ich mehr Energie, um mein Pensum zu schaffen.“ Er schlief schlecht, hatte Konzentrationsschwierigkeiten, Arbeitssessen wurden zur Kraftanstrengung. „Wenn man ein bestimmtes Level erreicht hat, sagt man nicht: „Jungs, ich steige mal für ein

paar Wochen aus.“ Doch dann kam der Zusammenbruch, nichts ging mehr. „Der Arzt bescheinigte mir eine ausgeprägte Depression, da war ich platt, habe komplett dicht gemacht, mich zuhause eingesperrt.“ Nach ein paar Wochen löste er seinen Arbeitsvertrag auf, wies sich in eine Klinik ein. Nach seiner Entlassung schrieb er Bewerbungen, bekam eine Absage nach der anderen, „ich war schon zu alt für die Branche und noch dazu ein Generalist, entsprach keiner Jobbeschreibung.“ Als das Arbeitslosengeld auslief, lebte Carsten vom Ersparnen, verkaufte iPad, Rolex, alles von Wert, doch sein Leben zerbröselte schnell. Briefe blieben ungeöffnet, Rechnungen unbezahlt, er kapselte sich ab. Während eines erneuten Klinikaufenthalts kam es schließlich zur Zwangsäumung. „Auf eine merkwürdige Art fühlte ich mich erleichtert, so ganz ohne Handy und Laptop, richtig befreit, ich dachte mir, jetzt kriegt dich keiner mehr.“ Zunächst kam er in der Gartenlaube von Freunden unter, es war ein schöner Sommer in Berlin, Carsten unternahm Spaziergänge, er zeigt auf eine Bank am Viktoria-Louise-Platz, „hier saß ich viele Stunden und habe gelesen“. Der Platz mit Springbrunnen, bunt bepflanzten Beeten und saftig-grünem Rasen wirkt nicht wie der typische Aufenthaltsort für Menschen, die Platte machen. „Warum nicht?“, fragt Carsten, „auch Obdachlose mögen schöne Plätze, zudem ist hier die Berufsschule für Design mit vielen jungen Leuten – also ein guter Flaschensammelpunkt.“ Doch irgendwann kam der Herbst und mit ihm das kalte Wetter. „Ich zog mit meinem allerletzten Geld in ein Hostel.“ Nach einigen Wochen blieb nur noch die Notunterkunft. Die Nächte verbrachte er im Vierbettzimmer, die Tage in einer Wohnungslosen-Tagesstätte (Wota), in der er heute fünf Mal in der Woche ehrenamtlich aushilft. „Wotas sind

Eine Teilnehmerin fragt, was das Schlimmste sei an der Obdachlosigkeit. „Der Weg zurück“, sagt Carsten.

unglaublich wichtig, in ihnen gibt es kostenloses Essen, die Möglichkeit zu duschen – die einzige halbe Stunde Privatsphäre die einem Obdachlosen bleibt, den Rest der Zeit verbringt er im öffentlichen Raum.“ Die Klamotten, die Carsten trägt, sind auch heute noch zum Großteil aus der Kleiderkammer – „zum Glück erkenne ich gute Qualität“. Am Zoologischen Garten hält Carsten erneut und zeigt auf den Bahnhof. „Ich bin aus der gleichen Generation wie Christiane F., und doch war mir die Welt der jungen Frau als Teenager fremd.“ 50 Meter die Straße runter sei die Bahnhofsmision, ein klassischer Anlaufpunkt für Obdachlose. „Dort gibt es ein schwarzes Brett mit Briefen von Eltern und Freunden, die ihre Liebsten suchen.“ Wohin sonst solle man schreiben, wenn es keine Adresse gibt. Auf der anderen Seite liegt die medizinische Versorgungsstelle. „Doch viele Obdachlose haben sich aufgegeben, fühlen sich selbst nicht mehr, keinen Schmerz, keine Kälte.“ So bleiben offene Wunden oft unbehandelt. Die Tour endet an der Gedächtniskirche. Eine Teilnehmerin fragt, was das Schlimmste sei an der Obdachlosigkeit. „Der Weg zurück“, sagt Carsten, „in Berlin gibt es viele Hilfsangebote, aber um sie anzunehmen, muss man akzeptieren, dass man Hilfe braucht.“ Carsten hat sich

helfen lassen, bezieht heute Hartz IV, lebt in eigener Wohnung, bald sollen Implantate seine Zahnlücke schließen. Er hofft auf eine Halbtagsstelle im Projekt, aber noch befindet sich der Verein in Gründung, ob es genug Geld für die Stelle geben wird, ist ungewiss. Und wie kann man helfen, fragt die Frau weiter. „Indem man nicht wegwuckt, die Menschen normal behandelt, ihnen ein Lächeln schenkt. Wenn die Leute dich gar nicht mehr wahrnehmen, ist das ein Scheißgefühl.“

■ www.querstadtein.org